

Dialektische Psychologie und Psychoanalyse

Fischer, Gottfried

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fischer, G. (1993). Dialektische Psychologie und Psychoanalyse. *Journal für Psychologie*, 1(3), 4-11. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-21578>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Themenschwerpunkt:

Psychologie und Psychoanalyse

Dialektische Psychologie und Psychoanalyse¹

Gottfried Fischer

Zusammenfassung: Die Gründe für die bisherige Spaltung zwischen Psychoanalyse und Hochschulpsychologie in Deutschland werden zum einen in der mangelnden Auseinandersetzung mit der Nazi-Zeit gesehen, zum anderen in unterschiedlichen Wissenstypen, die man als dialektisch reflexiv versus statisch nomologisch bezeichnen kann. Die Kluft überbrücken könnte eine „dialektische Psychologie“, die wegen ihrer Behinderungen durch die herrschenden Dogmen in Ost und West historisch bis jetzt jedoch nur in wenigen Ansätzen hervorgetreten ist. Für eine fruchtbare Verbindung von kognitiver Psychologie (Piagetscher Prägung) beispielsweise und Psychoanalyse muß die implizite Dialektik dieser (und anderer) Ansätze begriffen und explizit ausformuliert werden. Nur so nimmt die Psychologie allmählich die Form eines selbstreflexiven und dialektischen Wissens an, das für die Bewältigung der enormen Herausforderungen der psychologischen und psychotherapeutischen Praxis so dringend benötigt wird.

Es mag verschiedene historische Gründe dafür geben, daß die Spaltung zwischen Hochschulpsychologie und Psychoanalyse auch nach Ende des 2. Weltkrieges so radikal fortgesetzt wurde. Stalins vor allem gegen die Psychoanalyse gerichtete „Pädologenverdict“ dürfte in Ostdeutschland lange Zeit nachgewirkt haben. In der Nazizeit galt die Psychoanalyse als „jüdisch“ und dekadent, unter anderem wegen „Überschätzung des menschlichen Trieblebens“, wie bei der Verbrennung von Freuds Werken deklamiert wurde. Überraschenderweise hielt jedoch die Frontstellung der Hochschulpsychologie gegen die Psychoanalyse nach Ende des 2. Weltkrieges auch im Westen an. Gewechselt hatten vor allem die Argumente. Diesmal galt die Psychoanalyse als „empirisch“ nicht genügend gesichert, methodisch „unsauber“ und so fort. Zwar mögen berufspolitische und personelle Kontinuitäten auf seiten der Psychologen an der schlechten Tradition dieser Spaltung betei-

ligt gewesen sein, wie die Studie von Geuter (1984) belegt. Hier will ich jedoch weniger auf historische als vielmehr auf systematische Hindernisse eingehen, die einer fruchtbaren Verbindung beider „Psychologien“ im Wege stehen. Psychoanalyse ist als Disziplin therapeutisch gewendeter Selbstreflexion entstanden. Sie macht aus diesem Grunde implizit und teilweise auch explizit von dialektischem Denken Gebrauch. Beispielsweise verfährt die Psychoanalyse einerseits introspektiv, greift aber über den Radius der Introspektion andererseits auch hinaus auf unbewußte Motive und Verhaltensweisen. Die akademische Psychologie hingegen bezog, zumindest im Westen, ihr wissenschaftliches Selbstverständnis gerade aus der Aufspaltung dieser für den Gegenstand konstitutiven Dialektik. Verfuhr sie am Anfang dieses Jahrhunderts fast ausschließlich introspektiv und verurteilte den psychoanalytischen Begriff des Unbewußten von dieser Position aus als „spekulativ“, so nahm sie bald nach dem 2. Weltkrieg mit dem amerikanischen Behaviourismus nun

¹ Überarbeitete Fassung meines Vortrags auf dem 1. Kongreß der NGfP am 18. 2. 1991

den genau gegenteiligen Standpunkt ein. Dieses Mal wurde der Psychoanalyse ein – wiederum spekulativer – Introspektionismus vorgehalten.

Die Hochschulpsychologie bietet hier ein eindrucksvolles Beispiel für jenes Oszillieren zwischen zwei extremen Positionen, zwischen psychologischem Subjektivismus und Objektivismus, das immer dann zu beobachten ist, wenn dialektische Prozesse ohne die Vermittlung von bewußter Reflexion und historischer Erinnerungsarbeit verlaufen. Gegenüber dem Konstrukt eines „kognitiven Behaviourismus“ in seinen verschiedenen Varianten ist die Frage erlaubt, ob es sich um eine dialektische Lösung des skizzierten Ausgangsproblems handelt oder um ein mechanisches Zusammenfügen zweier Widersprüchlichkeiten, was fälschlicherweise oft als „Synthese“ verzeichnet wird. Eine Psychologie hingegen, die sich den Problemen von Selbstreflexion und der Entwicklung von Selbstbewußtsein ernstlich stellt – und das sollte sie zumindest dann, wenn sie (psycho-)therapeutische Absichten verfolgt –, wird über kurz oder lang sich auch explizit dialektisch artikulieren müssen. Hier sehe ich für die Zukunft Chancen einer fruchtbaren Zusammenarbeit von Psychoanalyse und Psychologie.

Ansätze einer dialektischen Psychologie

Explizit und programmatisch hat als erster Klaus Riegel diesen Begriff verwandt. Obwohl dialektisches Denken einer alten Tradition entspricht, die in der Geistesgeschichte weit zurückreicht und übrigens immer wieder für „überholt“ erklärt wurde, sollte es m. E. ein selbstverständliches Element bei der Überarbeitung und Neukonzeption psychologischer Ansätze sein. 1973 erschien Riegels Arbeit *Dialectical operations. The final period of cognitive development*. Riegel vertrat darin die These, daß Piagets Stadium der „formalen Operationen“ – ab dem 12. Lebensjahr – nicht den Abschluß der kognitiven Entwicklung bilde, sondern lediglich ein Vorstadium oder Durchgangsstadium für dialektische Operationen, wie die einer „ganzheitlichen Betrachtungsweise“, Verständnis für „Veränderung durch Formwandel“, für die „konstitutive Bedeutung von Relationen“, den

„Prozeßcharakter der Wirklichkeit“, für den Vorrang dynamischer Kategorien vor statischen, die Bedeutung der Negation für Entwicklungsprozesse. Basseches (1980) versuchte Riegels Theorie empirisch zu überprüfen. Er unterscheid insgesamt 24 Operationen, die für dialektisches Denken typisch sind. Er stellte eine Zunahme dieser dialektischen Operationen parallel zum Ausbildungsstand von College-Studenten fest.

Eine zweite wichtige Arbeit von Riegel ist *The dialectics of human development* von 1976 im *American Psychologist*. In diesem Paper ist auch das bekannt gewordene *Manifesto for dialectical psychology* abgedruckt (S. 696). Ich gebe zunächst einige Passagen aus der Einleitung (in meiner Übersetzung) wieder, dann sinngemäß die fünf programmatischen Punkte.

„Ein Gespenst geht um in der westlichen Psychologie: das Gespenst einer wissenschaftlichen Dialektik ... Durch Trennung von Subjekt und Objekt landeten wir in einem abstrakten Formalismus; ... indem wir uns einer statischen Universalität verschrieben, vergaßen wir, daß der Mensch ein sich veränderndes Wesen in einer sich verändernden Welt ist.

1. Die dialektische Psychologie beschäftigt sich mit dem Studium von Handlungen und Veränderungen ... Sie faßt Krisen und Widersprüche in einer positiven Weise auf. Für die dialektische Psychologie ist es wichtiger herauszufinden wie Herausforderungen erkannt und Fragen gestellt werden, als wie Probleme gelöst und Antworten gegeben werden.

2. Die dialektische Psychologie befaßt sich sowohl mit kurzfristigen situativen Veränderungen als auch mit langfristigen individuellen und kulturellen Entwicklungen ... Entwicklungsphänomene werden im Rahmen von „Entwicklung als lebenslanger Prozeß“ gefaßt.

3. Die dialektische Psychologie befaßt sich mit primitiver Dialektik und mit wissenschaftlicher Dialektik. Die meisten Entwicklungspsychologen stimmen darin überein, daß es in der Kinderentwicklung primitive Dialektik gibt, und das auch in der Mutter-Kind-Beziehung (Freud, Werner, Piaget) ... Primitive Dialektik stellt die Basis von individuellen und sozialen Aktivitäten dar. Wissenschaftliche Dialektik führt zu explizitem Bewußtsein von Entwicklungsprozessen und von historischen Prozessen, wie sie sich beispielsweise im Streit verschiedener wissenschaftlicher Theorien ausdrückt.

4. Die dialektische Psychologie beschäftigt sich mit innerer und äußerer Dialektik zur gleichen Zeit. Innere Dialektik kann mit Piaget als Gleichgewichtsbildung durch Assimilation und Akkomodationsprozesse gesehen werden. Äußere Dialektik entsteht dort, wo sich die Handlungslinien verschiedener Personen überschneiden.

5. Vielleicht in ihrem Versuch, dem schwierigen Konzept der Relation von Relationen zu entkommen, haben marxistische Dialektiker versucht, die Dialektik in einer biologischen und einer äußeren, physikalisch-

materiellen Basis zu verankern ... Aber dialektische Theorie muß weder materialistisch noch idealistisch sein; sie kann eine Vielfalt von verschiedenen Konzeptionen umfassen. Am wichtigsten: das Thema der Dialektik muß immer in neue Formen übersetzt werden, die einer Gesellschaft angemessen sind (einschließlich ihrer Wissenschaften); d. h. Dialektik muß auf Dialektik selbst angewandt werden ...

Dialektische Psychologen vereinigt euch! Ihr habt nichts zu verlieren als den Respekt von Vulgärmaterialisten und anspruchsvollen Kognitivist. – werdet eine Welt gewinnen, eine sich verändernde Welt, geschaffen durch immer sich verändernde menschliche Wesen. (696 f.).“

Nicht nur in dieser Arbeit, auch in anderen Zusammenhängen, z. B. in seinem Anti-Reader *Psychologie – mon amour* (1981), nennt Riegel Piaget und Freud als Vorläufer einer dialektischen Entwicklungskonzeption, jedoch nicht ohne Kritik an diesen Beiträgen. Die Kritik an Piaget wurde zum Teil schon deutlich. Sie richtet sich einmal gegen Piagets Äquilibrations-Modell, welches Widersprüche lediglich als Gleichgewichtsstörungen im Übergang von einem in sich statisch gedachten kognitiven „Regime“ zum anderen zu begreifen vermöge. Dagegen kommt in einer dialektischen Psychologie den Widersprüchen und Konflikten eine weitaus positivere, entwicklungsfördernde Bedeutung zu. Ein zweiter Kritikpunkt, der vierte im Manifesto, die Vernachlässigung der äußeren Dialektik zugunsten einer Konzentration auf die innerpsychische, trifft nach Riegel Piaget und Freud gleichermaßen. Die Dialektik von Subjekt und Objekt, von Individuum und Umwelt, von Besonderem und Allgemeinem, ist ein zentrales Thema der dialektischen Philosophie spätestens seit Hegel, gilt aber genau genommen schon für die antike Dialektik seit Heraklit. Bezogen auf Piaget leuchtet dieser Kritikpunkt wohl unmittelbar ein. Mit Umweltproblemen, insbesondere mit pathogenen, entwicklungsstörenden Umwelteinflüssen hat sich Piaget allenfalls am Rande beschäftigt. Er unterstellt in den meisten seiner Arbeiten ein durchschnittliches, entwicklungsförderndes Mittelschichtmilieu – in seinen bahnbrechenden frühen Studien untersuchte er seine eigenen Kinder. Sein zentrales Interesse gilt den konstruktiven Eigenleistungen der kindlichen Intelligenzentwicklung, durch die das Kind Disäquilibration der kindlichen Entwicklung auflöst, um das nächsthöhere, normativ vorgegebene kognitive Niveau zu erreichen.

Piaget gilt von daher auch als einer der Vorläufer des sogenannten „elastic mind movement“ in den USA (Jerome Kagan, 1978), das pathogene Umweltfaktoren in der Entwicklung leugnet und dem Kind eine praktisch unbegrenzte Anpassungsfähigkeit an pathogene Umwelteinflüsse unterstellt (zur Kritik vgl. Fischer & Berger 1988). Lediglich ein Piagetianer, der Kinderpsychiater E.J. Antony, hat Piagets Konzepte für die Psychopathologie der Entwicklung herangezogen, ein m.E. sehr fruchtbarer Ansatz, der leider bis heute nur wenig rezipiert wurde (1975).

In bezug auf Freud und die Psychoanalyse mag die Kritik einer Vernachlässigung pathogener Umweltfaktoren dagegen viel stärker verwundern. Riegel hat sie nur beiläufig vorgetragen, ohne sie sehr weit auszuführen. Die Psychoanalyse verfügt seit ihren Anfängen über ein Konzept für die Auswirkung traumatischer Umweltfaktoren, begründet bereits in Freuds früher Verführungstheorie. Bei näherer Betrachtung jedoch wird auch in der Psychoanalyse sehr rasch von den Umweltbedingungen abgesehen zugunsten teilweise hypostasierter innerpsychischer Verarbeitungsprozesse. Ein extremes Beispiel ist die Theorie Melanie Kleins, die in idealistischer Manier den Realitätsbezug in einer Dialektik von Projektionen, Identifikationen und projektiven Identifikationen aufzulösen sucht. Der Säugling bereits ist in dieser Ideologie von böartigen Aggressionen besessen, letztendlich vom sogenannten Todestrieb. Alles was ihm durch die Umwelt geschehen könnte, wird bei weitem übertroffen von dem, was er und später der psychopathologisch gestörte Mensch unter dem Einfluß ihrer verdorbenen inneren Triebnatur zu leiden haben, ein Ideologem, das an religiöse Mythen erinnert, wie den von der sogenannten Erbsünde, unter deren Einfluß die Menschen seit ihrer Geburt bereits stehen.

Aber auch Melanie Kleins Londoner Gegenspielerin Anna Freud stand dieser in der Reduktion äußerer Einflußfaktoren auf eine innerpsychische Dialektik nicht viel nach. Ihr Motto, die Psychoanalyse könne nur behandeln, was das Ich getan hat, nicht aber was ihm angetan wurde, mag auf den ersten Blick plausibel klingen, erweist sich aber bei näherem Hinsehen und vor allem bei Berücksichtigung der weiteren Entwicklung der sogenannten psychoanalytischen

Ich-Psychologie als eine mit Melanie Klein vergleichbare undialektische Einseitigkeit. Meines Erachtens fehlt bislang eine psychoanalytische Umwelttheorie. Diese muß vor allem eine systematische Theorie pathogener traumatischer Umwelteinflüsse sein und ihrer individuellen wie sozialen Therapie, wozu erst wenige Ansätze vorliegen. Werden die Folgen pathogener Umwelteinflüsse, von sexueller Traumatisierung etwa, im Rahmen eines dialektischen Verständnisses von subjektiven und objektiven Faktoren gesehen, so ergeben sich neuartige diagnostische und therapeutische Perspektiven (vgl. Fischer 1990).

Die Freudsche Psychoanalyse ist bislang eine allenfalls implizit dialektische Theorie und Praxis. Sie sollte m.E. eine explizit dialektische werden. Ich möchte dieses Postulat am Beispiel einer für die dialektische Philosophie seit Hegel zentralen Denkfigur verfolgen, welche zugleich eine Figur der individuellen und gesellschaftlichen Praxis ist: an der sogenannten Negation der Negation, der selbst-rückbezüglichen Verneinung. Ich werde diese kognitive und aktionale Struktur zunächst aus der dialektischen Tradition heraus entwickeln und sie dann auf zwei Problembereiche der Psychoanalyse übertragen: den Begriff des Dynamisch-Unbewußten und ein Beispiel aus einem psychoanalytischen Behandlungsverlauf.

Die selbstbezügliche Negation

In der dialektischen Theorie wird seit je vom Primat des Negativen vor dem Positiven ausgegangen, und zwar im Hinblick auf alle Fragen der Bewußtwerdung und einer verändernden Praxis. Bewußtsein taucht auf, wenn wir in einem gewohnten Handlungsablauf plötzlich unterbrochen werden. Diese Störung löst Reflexion, intelligente Akkomodationsvorgänge im Sinne Piagets aus, die eine neue und vielleicht bessere Bewältigung der problematischen Umweltsituation ermöglichen. Solche alltäglichen Phänomene sind – mit Riegel gesprochen – Beispiele einer sogenannten „primitiven, alltäglichen Dialektik“. Das bisher eingespielte und mehr oder weniger bewährte kognitive Schema wird durch seine praktische Erprobung „widerlegt“, und eine alternative Handlungsmöglichkeit wird entworfen. Spielt sich dieser Vorgang auf einer kategorialen Ebene

ab, vor allem dann, wenn die involvierten Kategorien einen ausschließenden und umfassenden Widerspruch bilden, eine in sich widersprüchliche Totalität, so wird eine ebenso umfassende Umkehr des Bewußtseins erforderlich, seine Reflexion-in-sich, in Hegels Terminologie, die einen, wie man sagen kann, „autopoetischen“ Prozeß auslöst, der wiederum zu einer kategorial neuen Ebene von Verhalten und Erfahrung führt. Der kognitive Motor dieses kategorialen Stufenübergangs ist der antinomische Widerspruch, die selbst-rückbezügliche Negation oder, in der dialektischen Terminologie, die Negation der Negation. Die systematische Reflexion dieser Prozesse, gewissermaßen ihre Metatheorie, macht dann den Übergang von der primitiven zur wissenschaftlichen Dialektik aus. Nur per Analogie, nicht in jeder Hinsicht zutreffend, kann man Symbole der formalen Logik zur Demonstration dialektisch-logischer Prozesse heranziehen. Der zuvor genannte umfassende kategoriale Widerspruch sei durch die Symbole A und non-A dargestellt. Wird nun die Negation non-A ihrerseits negiert, so kommt man nach dem in der formalen Logik vorherrschenden aussagenlogischen Verständnis zur Ausgangsposition A zurück. Der dialektischen Handlungslogik nach jedoch wird nicht nur das Resultat, die Rückkehr zu A berücksichtigt, sondern der Negationsprozeß selbst, so daß die Rückkehr zu A oder A' auf einer neuen logischen Ebene erfolgt, welche den Widerspruch im dialektischen Sinne „aufhebt“. Ich möchte den Unterschied zwischen der selbstbezüglichen Negation im dialektischen Verständnis und der aussagenlogischen verdeutlichen an einem Beispiel aus der Geschichte der Philosophie, den *Meditationen* des Descartes (1641). Bekanntlich beginnen die *Meditationen* mit dem radikalen, methodisch-systematischen Zweifel an allen Wahrnehmungen und sinnlichen Gewißheiten, immer auf der Suche danach, eine letzte, unbezweifelbare Gewißheit zu finden, die als Fundament einer neuen kritischen Philosophie dienen könnte. So zweifelt der Meditierende an den Qualitäten und der Existenz der Außenwelt, der Existenz des eigenen Körpers usw. Die gefundene Wahrheit des „Ich denke, also bin ich“ des Descartes ist das populär weitverbreitete Resultat der *meditationes*. Dabei wird der negativ-dialektische Charakter des Zweifelsbeweises oft

verkannt. Denn das „cogito ergo sum“ ist logisch keineswegs zwingend. Denken ist eine beliebige Tätigkeit des Meditierenden, nicht anders als Schlafen, Spaziergehen usw. Ebenso gut könnte er schlußfolgern: dormio ergo sum. Es fehlt die dialektisch erforderliche selbstrückbezügliche Negation. Diese ergibt sich erst, und damit die logische Notwendigkeit, wenn wir genau von der primären Tätigkeit des Meditierenden ausgehen und eine Handlung wählen, die sich auf eben diese primäre Tätigkeit negativ zurückbezieht. Das ist aber allein das Zweifeln. Erst wenn sich der Zweifel gegen sich selber richtet, ergibt sich die neue dialektische Gewißheit: Wenn ich auch an allem und jedem zweifeln kann, so doch nicht – zumindest zeitlich simultan – daran, daß ich zweifle. Allein das „dubito ergo sum“, wie es Descartes zunächst formuliert, enthält jene selbstreferentielle Negation, die eine logisch zwingende neue Stufe der Selbstgewißheit eröffnet. Das Ich, welches sich im radikalen Zweifel seiner selbst bewußt wird, ist allerdings nicht mehr das naive, prä-reflexive Ich. Es hat einen Prozeß jener emanzipativen Selbstvergewisserung durchlaufen, den jeder in Kindheit, Adoleszenz oder irgendwann sonst im Leben durchmachen muß, der zu Recht den linguistischen Marker „Ich“ verwenden will.

Der dialektischen Logik zufolge ist ein dialektischer Veränderungsschritt erst mit der doppelten Negation vollendet. Natürlich kann dann eine im Prinzip unabschließbare Reihe weiterer solcher Schritte erfolgen. Ein Widerspruch in Permanenz ergibt sich jedoch, wenn man die einfache Negation mit der doppelten verwechselt und einen Entwicklungsprozeß bereits auf dieser Stufe für abgeschlossen erklärt. An einem politischen Beispiel aus dem ehemaligen sogenannten „real existierenden Sozialismus“ möchte ich dies veranschaulichen. Bekanntlich soll nach Marx im Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus das Privateigentum an Produktionsmitteln abgeschafft, aufgehoben oder negiert werden. Unmittelbare Negation des Privateigentums ist nun das öffentliche Eigentum oder die Verstaatlichung der Produktionsmittel. Die einfache Aufhebung der Eigentumsverhältnisse kann logisch gesehen noch kein irgendwie geariteter Sozialismus sein. Auch gibt es keine Garantie, daß die erste und zweite Negation mechanisch aufeinander folgen müssen. So

kann die Verstaatlichung von Produktionsmitteln durchaus die Alleinherrschaft einer bürokratischen Elite über die Produktionsmittel bedeuten. Erst die Negation dieser Negation, z. B. die Aufhebung von oligarchischer Herrschaft über die Produktionsmittel überhaupt könnte in diesem Entwicklungsmodell so etwas wie Sozialismus bedeuten. Dieses handlungslogischen Widerspruchs wegen, der keineswegs ein dialektischer war, mußte der Sozialismus der früheren DDR vermutlich so nachhaltig mit dem Etikett „real existierend“ versehen werden.

In der traditionellen, vor allem marxistischen Dialektik war oft eine Überschätzung und zugleich Dichotomisierung logischer Kategorien zu beobachten: Jemand war entweder Proletarier oder Bourgeois, stand auf dem „Standpunkt der Partei“ oder war ihr Feind usw. Hier hat sich das Denken von seinen Wurzeln in der sogenannten „primitiven Dialektik“, die immer polar und ambivalent oder besser polyvalent strukturiert ist, vollkommen entfremdet. Mit dieser abgeschotteten, in sich geschlossenen Denkweise, die dem pathologischen Abwehrmechanismus der „Spaltung“ entspricht, sollte wissenschaftlich-dialektisches Denken nicht verwechselt werden, das einer *offenen* im Unterschied zur „geschlossenen“ Dialektik entspricht. Das Programm einer offenen Dialektik hat Waldenfels (1980, 128f.) so formuliert:

- „a. Die Ganzheit, auf die sich die Einzelmomente beziehen, ist ein beweglicher Horizont (entgegen einer totalen Bestimmbarkeit).
- b. Das Gesamtgeschehen, dem sich die Einzelphasen zuordnen lassen, ist ein vieldeutiges Geschehen (entgegen einer eindeutigen Ausrichtung).
- c. Der Wechselbezug von Subjekt und Objekt, von Subjekt und Mitsubjekt gestaltet sich zu einer ständigen Auseinandersetzung (entgegen einer endgültigen Versöhnung).“

Das Unbewußte als doppelte Verneinung

Ich komme nun zu einem grundlegenden theoretischen Begriff der Freudschen Psychoanalyse, dem dynamisch Unbewußten. Meine These war, daß die Psychoanalyse bislang eine lediglich implizit dialektische Theorie ist. Ich halte es für notwendig (möchte selbst dazu beitragen und hoffe, daß viele es mit mir tun), daß sie auf die

Dauer auch eine explizit dialektische Theorie wird, d. h. von der primitiven zur wissenschaftlichen Dialektik im Sinne von Riegel übergeht.

Die oft zu beobachtende naive Verdinglichung „des Unbewußten“ macht vielleicht deutlich, was ich meine. Hierzu eine kleine Anekdote. Im Jahre 1987 machte sich die Deutsche Psychanalytische Vereinigung – deren Mitglied ich bin – daran, eine politische Resolution zu verabschieden, gegen den Atomkrieg und die Produktion von Atomwaffen. Ein Kollege erhob Einspruch mit der Begründung, wir seien eine Fachgesellschaft zur Erforschung des Unbewußten. Das habe doch nichts mit den Atombomben zu tun. Nun versuchte man ihm mühsam klarzumachen, daß insofern doch ein Zusammenhang bestehe, als in einem Atomkrieg mit dem Tod der Menschen zugleich auch sein privilegierter Forschungsgegenstand, das Unbewußte, verschwände. Beispiele für die Segmentierung, Isolierung und anschließende Verdinglichung des Unbewußten lassen sich in der Geschichte der Psychoanalyse vielfältig nachweisen. Ein wichtiges Gegenmittel sehe ich darin, die negativ-dialektische Struktur dieses Konzepts sich auch explizit vor Augen zu führen: Das Unbewußte ist zunächst nichts anderes als die bestimmte Negation eines jeweils historischen und situationsgebundenen menschlichen Bewußtseins. Es ist das, was dieses Bewußtsein von sich ausschließt. So ergibt sich eine dialektische begriffliche Beziehung zwischen bewußt und unbewußt, zwischen Bewußtem und Unbewußtem: Das eine ist ohne das andere gar nicht zu erforschen, ein Zusammenhang, der vielen sog. „Tiefenpsychologen“ unklar ist. In Freuds Definition des Unbewußten dagegen finden wir bereits eine Exposition dieser Dialektik. Ich zitiere aus *Das Unbewußte* (1915, 268). Freud diskutiert zunächst unsere Berechtigung, im Modus der Fremdwahrnehmung auf ein Bewußtsein unserer Mitmenschen zu schließen.

„Dieser Schluß – oder diese Identifizierung – wurde einst vom Ich auf andere Menschen, Tiere, Pflanzen, Unbelebtes und auf das ganze der Welt ausgedehnt und erwies sich brauchbar, solange die Ähnlichkeit mit dem Einzel-Ich eine überwältigend große war, wurde aber in dem Maße unverlässlicher, als sich das andere vom Ich entfernte. Unsere heutige Kritik wird bereits beim Bewußtsein der Tiere unsicher, verweigert sich dem Bewußtsein der Pflanzen und weist die Annahme eines Bewußtseins des Unbelebten der Mystik zu. Aber

auch, wo die ursprüngliche Identifizierungsneigung die kritische Prüfung bestanden hat, bei dem uns nächsten menschlichen anderen, ruht die Annahme eines Bewußtseins auf einem Schluß und kann nicht die unmittelbare Sicherheit unseres eigenen Bewußtseins teilen.

Die Psychoanalyse fordert nun nichts anderes, als daß dieses Schlußverfahren auch gegen die eigene Person gewendet werde, wozu eine konstitutionelle Neigung allerdings nicht besteht. Geht man so vor, so muß man sagen, alle die Akte und Äußerungen, die ich an mir bemerke und mit meinem sonstigen psychischen Leben nicht zu verknüpfen weiß, müssen beurteilt werden, als ob sie einer anderen Person angehörten, und sollen durch ein ihr zugeschriebenes Seelenleben Aufklärung finden. Die Erfahrung zeigt auch, daß man dieselben Akte, denen man bei der eigenen Person die psychische Anerkennung verweigert, bei anderen sehr wohl zu deuten, d. h. in den seelischen Zusammenhang einzureihen versteht. Unsere Forschung wird hier offenbar durch ein besonderes Hindernis von der eigenen Person abgelenkt und an deren richtiger Erkenntnis behindert.“

In diesen Zeilen rückt Freud das Verhältnis von Bewußtem und Unbewußtem in den Zusammenhang eines dialektischen Entwicklungsprozesses. Die analytische Aufklärungsarbeit am unbewußten Seelenleben zielt auf jene psychischen Akte, die das Bewußtsein von sich ausschließt oder als ihm zugehörig negiert. Die Analyse besteht nun im wesentlichen in der Negation dieser Negation, worin die Person sich als eine andere erfährt, das Bewußtsein sich dialektisch verkehrt, um auf einer neuen und um die unbewußte Erfahrung bereicherten Entwicklungsstufe zu sich zurückzukehren. Dieses neue und erweiterte Bewußtsein ist nichts anderes als die bestimmte Negation des zuvor Unbewußten. So impliziert schon der Begriff eines unbewußt Seelischen selbst, will man ihn nicht zu einer Art Homunculus in homine verdinglichen, einen die Entwicklung weitertreibenden dialektischen Widerspruch (vgl. Heiss 1959, 150). Das geht aus Freuds Überlegungen zum Bewußtseinsbegriff unmittelbar hervor. Von der Existenz eines „Seelenlebens“ wissen wir überhaupt nur durch die eigene bewußte Selbstwahrnehmung. Wir unterstellen „Bewußtsein“ in einem, seinem besonderen Inhalt nach, stets hypothetischen Schluß auch dem Mitmenschen. Der Widerspruch besteht also darin, daß wir weder als Selbst- noch als Fremdbeobachter von einem unbewußten Seelenleben Kenntnis haben können. Statisch verstanden, ist dieses zentrale Konzept der Psychoanalyse ein Widerspruch in sich, „ein hölzernes Eisen“ (Heiss ebd.; vgl. Fischer 1986). Erst in der von

Freud anvisierten dynamischen Spanne eines Entwicklungsprozesses erweist es sich als die Chiffre einer (unabschließbaren) Reihe reflexiver Entwicklungsschritte, in denen sich Bewußtsein als bestimmte Negation des Unbewußten der jeweils vorhergehenden Stufe erfaßt. Um dem dialektischen Prozeßcharakter der psychoanalytischen Begrifflichkeit zu entsprechen, sollten wir statt von Bewußt-, „Sein“ und „dem“ Unbewußten vielleicht besser davon sprechen, daß ein bestimmter psychischer Inhalt, ein Gedanke oder eine Handlung bewußt bzw. unbewußt werden. Unbewußt werden sie dadurch, daß das Selbst sie als fremd und bedrohlich von sich ausschließt, sie als sich zugehörige also negiert. Die Negation dieser Negation ist damit zugleich die Einheit von Einsicht und Veränderung, auf der die Wirkung der Psychoanalyse als therapeutischer Praxis beruht. Auch das Therapieziel der Psychoanalyse als Ich-„Veränderung“ statt Ich-Ausdehnung auf Kosten des Es kann und muß von einem dialektischen Zugang her neu überdacht werden (vgl. Fischer 1986).

Dialektik der Veränderung in Psychoanalyse und Psychotherapie

Wenn sich die Veränderung durch psychoanalytische Therapie im ganzen gesehen als Negation von Negationen (Abwehrhandlungen) verstehen läßt, so könnte die Untersuchung einzelner therapeutischer Veränderungssequenzen diesen Prozeß in seiner Komplexität und seiner inneren dialektischen Logik transparent machen. Auch wenn gruppenstatistische Untersuchungen die generelle Wirksamkeit einer Therapieform belegen (Meyer u. a. 1991), so bleibt es doch die beständige Aufgabe einer wissenschaftlichen Psychologie, die Dialektik von Veränderung (im positiven wie im negativen) in Psychotherapien stets von neuem auch an Einzelfällen aufzuzeigen. Bei einem Analyseverlauf, den ich andernorts ausführlich dargestellt habe (1989), hat sich eine Verbindung von psychodynamischem Verständnis, Piagetscher Entwicklungstheorie und dialektischer Epistemologie der Veränderung für mich als besonders fruchtbar erwiesen. Ich muß um Verständnis dafür bitten, daß ich von den komplexen Vorgängen der psychoanalytisch therapeutisch begleiteten Selbstveränderung eines Klienten hier allenfalls

einen anekdotischen Eindruck vermitteln kann.

Der zu Beginn der 2-jährigen analytischen Behandlung etwa 30-jährige Pädagogikstudent Herr P. hatte sich wegen seiner schweren Arbeits- und Beziehungsstörungen in analytische Behandlung begeben. Bis zu seinem 24. Lebensjahr hatte er eine Alkoholikerkarriere durchgemacht, die er nach zwei ernsten Suizidversuchen durch eine Entziehungskur beendete. Jetzt, im Alter von 30 Jahren, wollte er auch seine Persönlichkeitsprobleme und den lebensgeschichtlichen Hintergrund besser kennenlernen, die zu den schweren Problemen beigetragen hatten und beitrugen. Psychodynamisch war er weit über das normale Alter hinaus in der starken Abhängigkeit einer Mutter- und Familienbindung gefangen, die seine altersgemäßen Bestrebungen nach Selbständigkeit behinderte und u. a. dazu führte, daß seine Beziehungen zu Freundinnen regelmäßig scheiterten: Immer wieder hatte er die Beziehungen abgebrochen bzw. die Freundinnen dazu veranlaßt, ihn „wegzuschicken“. Dies geschah immer dann, wenn eine Beziehung gefühlsmäßig „enger“ wurde. Dann fürchtete er, in eine Abhängigkeit zu geraten, die unbewußt seiner als bindend und extrem vereinnahmend erlebten Mutterbeziehung entsprach. Die intensive Nähe einer engen Bindung wird also zugleich gesucht und gefürchtet. Ein solches konflikthaft verzerrtes Beziehungsschema kann nun bekanntlich mittels der Übertragung in der analytischen Therapie zum Vehikel der Konfliktlösung werden. Herr P., der Pädagogikstudent, geriet etwa ab der 40. Sitzung in eine schwere Entscheidungskrise darüber, ob er die Therapie fortsetzen oder abbrechen sollte. Nachdem sich die Krise in der 61. Sitzung extrem zugespitzt hatte, entschied er sich dann, weiterzumachen und sagte dem Analytiker (sinngemäß): „Ich habe gemerkt, daß ich gehen kann, also kann ich bleiben“. Diese (Neu-)Entscheidung stellte verlaufsanalytisch betrachtet tatsächlich einen therapeutischen Wendepunkt dar (vgl. Fischer 1989, 226 ff.). Ihre dialektische Struktur läßt sich folgendermaßen rekonstruieren. Der grundlegende Konflikt des Klienten beruhte auf dem strikten Gegensatz von emotionaler Beziehung und selbstbewahrender Abgrenzung oder Distanz. Distanzierung war unbewußt nur als räumliche Trennung mög-

lich. Die dialektische Vermittlung des Gegensatzes, der ersten Negation, erfordert also eine neuartige Beziehungsform, worin der Ausgangskonflikt negiert oder „aufgehoben“ ist: Beziehung schließt Trennung und Distanz der Partner nicht aus, sondern setzt sie im Gegenteil voraus. In Herrn P.'s Worten: „Ich habe gemerkt, daß ich gehen kann, also kann ich bleiben“. Gleichzeitig damit rückt das bisher Negierte, Abgespaltene und sensomotorisch (i.S. v. Piaget) fixierte Interaktionsschema „Trennung als Beziehungsabbruch“ in den Verfügungsbe- reich des Subjekts: Ich habe gemerkt, daß ich gehen *kann* (nicht muß) also *kann* ich bleiben. Nach diesem ersten Schritt einer dialektischen Konfliktlösung wurde der Klient „arbeitsfähig“ und erreichte damit eines der beiden von Freud genannten Therapieziele. Auch die Entwicklung von „Liebesfähigkeit“, dem zweitem Therapieziel, folgte in diesem Therapieverlauf einer affektiven Logik, die sich mit der Formulierung umschreiben läßt: „Ich habe gemerkt, daß ich hassen darf, also kann ich lieben“ (S. 250). So stößt die qualitative Feinanalyse gelingender therapeutischer Veränderungsverläufe auf jene dialektischen Prozesse von „Selbsterzeugung“, in denen wir uns aus unseren primären Sozialbeziehungen heraus, wie verzerrt und subjektivitätsverneinend sie auch gewesen sein mögen, unter günstigen,

eben therapeutischen Bedingungen, als Subjekte hervorbringen können. Das sich- erfassende Subjekt in seinen ihm selbst be- wußtwerdenden Zweifeln – das dubito ergo sum des Descartes – kann und muß als eine Chiffre der Selbstproduktion von Subjektivität unter bestimmten historischen Bedin- gungen verstanden werden. Psychologie als (Sozial-) Wissenschaft vom Subjekt muß das Verständnis für diese Entstehungsbe- dingungen ihres Gegenstandes axiomatisch in ihr Grundlagenwissen einbeziehen, will sie nicht theoretisch und letzten Endes auch praktisch zur Eliminierung von Subjektivität werden, im Namen einer objektivistischen und pseudopsychologischen Programmatik bzw. Therapeutik. Eine Psychologie, die ihr Thema erreicht und es ernsthaft auf sich nimmt, jenes komplexe und leicht störbare Geflecht von Beziehungen zu erforschen, welches uns als Subjekte mit den Bedingun- gen unserer physikalischen, biologischen und sozio-ökonomischen Umwelt verbindet, ist schon ihren Grundlagen nach eine „dia- lektische Psychologie“ und kann einer ge- nuin psychologischen Psychotherapie wert- volle und dringend benötigte Hilfen an die Hand geben. Die Psychoanalyse, die mit ihrer auf Selbstreflexion sich beziehenden Therapieform lange Zeit über alleingelassen wurde, hat so eine wichtige wissenschaftli- che Partnerschaft zu bieten.

Literatur

- Anthony, E. J. (1971): Bridging two worlds of research: a question of complementary. In: ders. (ed.), *Explorations in child psychiatry*, 23-40. New York: Plenum
- Basseches, M. (1980): Dialectical schemata. A frame- work for the empirical study of the development of dialectical thinking. In: *Human Development* 23, 400-421
- Descartes, R. (1641, dt. 1965): *Meditationen über die Grundlagen der Philosophie mit den sämtlichen Einwänden und Er widerungen*. Herausgegeben von Arthur Buchenau. Hamburg: Meiner
- Fischer, G. (1986): Der dialektische Charakter psycho- analytischer Konzepte. *Forum der Psychoanalyse* 2, 20-27
- ders. (1989): Dialektik der Veränderungen in Psycho- analyse und Psychotherapie. Modell, Theorie und systematische Fallstudie. Heidelberg: Asanger
- ders. (1990): Die Fähigkeit zur Objektspaltung. Ein therapeutischer Veränderungsschritt bei Patienten mit Realtraumatisierung. *Forum der Psychoana- lyse* 6, 199-212
- ders. & Berger, M. (1988): Risikofaktor Deprivation. *Der Kinderarzt* 4, 513-516
- Freud, S. (1915): Das Unbewußte. *GW X*, 263
- Geuter, U. (1984): Die Professionalisierung der deut- schen Psychologie im Nationalsozialismus. Frank- furt/M.: Suhrkamp
- Heiss, R. (1932): *Logik des Widerspruchs*. Berlin: De Gruyter
- Kagan, J. (1978): *The growth of the child*. New York: Norton
- Meyer, A. E., Richter, R., Grawe, K., Graf v. d. Schu- lenburg, J. M. & Schulte, B. (1991): *Forschungs- gutachten zu Fragen eines Psychotherapeutenge- setzes*. Bonn: Der Bundesminister für Jugend, Fa- milie, Frauen und Gesundheit
- Riegel, K. (1973): Dialectical operations: the final pe- riod of cognitive development. *Human Develop- ment* 16, 346-370
- ders. (1976): The dialectics of human development. *American Psychologist* 10, 689-700
- ders. (1978) (Hrsg.): *Zur Ontogenese dialektischer Operationen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- ders. (1981): *Psychologie, mon amour*. Ein Gegentext. München: Urban & Schwarzenberg
- Waldenfels, B. (1980): *Der Spielraum des Verhaltens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp